

FRIEDRICH OTTO

DIE SIRENE

Friedrich Otto

Die Sirene

Novelle

Aus: Abenteuer aus aller Welt, Verlag August Scherl,
Berlin, 1919

Bibliothek von ngiyaw eBooks
Transkription von Lars Dangel

Die Sirene

»Der Mann, der bei den Sirenen war.« Mit diesem Wort hat man mich aus Australien vertrieben; das folgt mir nach bis ans Ende der Welt und in den Traum. Ganz gleich, ob ich nun im wirklichen Sirenenland war oder nicht, es hängt mir nun einmal an. Bei alledem bin ich wirklich nicht einmal selbst in der Lage, zu sagen, ob jene Wesen, die ich damals nach der Katastrophe des Vermessungsbootes »D 12« kennenlernte, Sirenen waren oder nicht. Und es ist auch niemand anders imstande gewesen, mir auf Grund meiner Schilderungen eine befriedigende Antwort zu geben. Die Gelehrten, denen ich mein Abenteuer vortragen wollte, wiesen mich ab, sei es, weil ich als einfacher Matrose nicht fähig war, mich ihnen in der richtigen Form zu nähern, sei es, weil sie es für unter ihrer Würde hielten, meine Märchen, wie sie sich ausdrückten, anzuhören. Nur einer unter ihnen, ein Zoologe, der zugleich Tierausstopper war, zeigte mir in zwei lateinisch geschriebenen Büchern Abbildungen von Sirenen und erzählte mir von dem Griechen Odysseus, der zu den Sirenen gekommen

war, aber das mussten wohl andere Wesen gewesen sein, denn die Sirenen, die ich kennenlernte, waren weder schön, noch besaßen sie die Gabe des sinnbetörenden Gesanges. Es ist aber auch nicht wahr, was mein Gönner, der Konservator, sagte, dass die Sirenen Säugetiere, pflanzenfressende Seekühe, wären, die im Wasser lebten und dass sie in drei Völker zerfielen: die Dugongs, die Lamantins und die bereits ausgestorbene Art Halitherium. Das mag sich auf gewisse Tiere beziehen, die aber ebenfalls den von mir gesehenen Sirenen nicht gleichen. Warum ist es denn den Gelehrten noch immer nicht gelungen, die Herkunft jener merkwürdigen metallischen Schuppen aufzuklären, die ich als Beweis aus dem Lande der Sirenen mit nach Europa brachte? Die Sammler und die Zoologischen Museen der Welt haben sich um diese Schuppen gerissen und mir Summen bezahlt, dass ich es heute nicht mehr nötig habe, mein Leben wieder auf hoher See in die Schanze zu schlagen. Hat einer der vielen Weisen je erklären können, von welchen Wesen diese Schuppen stammten? Hat einer von ihnen die Behauptung aufstellen oder gar beweisen können, dass es Fischeschuppen seien? Und war es nötig, dass eine Londoner Zeitung schrieb, ich wäre entweder ein böswilliger Betrüger oder ein gutgläubiger Betrogener, der künstlich hergestellte

Metallschuppen für lebend gewesene ausgäbe? Nun wohl, in meiner Gegenwart sind im Institut für Meereskunde einige der kostbaren Schuppen in einen Schmelztiegel geworfen worden, und sie sind nicht geschmolzen. Wohl haben die – o Jammer – ihre irisierenden Farben verloren und später nur zum Teil wiedergewonnen, aber aus Metall bestanden sie *nicht*! Es wurde dann geschrieben, die Schuppen wären Perlmutter von einer ganz besonders bunten Muschel unbekannter Art. Darauf habe ich die Schuppen dem Professor Dr. Neukirch in Berlin übergeben, der sie mir Röntgenstrahlen untersuchte. Und das Resultat: Es war *kein* Perlmutter, sondern eine unbekannte, organische Substanz. Obwohl der Professor mir die Schuppen mit den Worten »Hm, sehr rätselhaft« wieder zurückgab, konnte ich ihn doch nur mit Mühe dazu bringen, mich anzuhören. »Lieber Herr Paul« – das ist der Name meiner Wenigkeit – sagte er, als ich ihm aufs treuherzigste meine seltsamen Erlebnisse geschildert hatte, »lieber guter Herr Paul. Ich glaube, dass Sie fest davon überzeugt sind, das alles wirklich erlebt zu haben. Ich halte Sie im Gegensatz zu meinen Kollegen nicht für einen Schwindler, aber wir Gelehrten wissen, dass der Mensch gewissen Täuschungen unterliegen kann. Verstehen Sie mich recht, Herr Paul, in Lagen kommen kann, die eine

objektive Kritik, ob erlebt oder geträumt, ausschließen.« Er sprach von Fieber, Suggestionen, Wahnvorstellungen, fixen Ideen, kurz, ich hatte das Gefühl, als ob er glaubte, es mit einem teilweise oder ganz Verrückten zu tun zu haben. »Die letzte Sirene, mein lieber Herr Paul, hat ein Leuchtturmwärter im Roten Meer gefangen. Es war kein Mensch, sondern ein Tier, ein Vertreter der *species Halicore dugong* und hatte nichts mit dem Fabelwesen Homers zu tun.« Ich lachte. Zum Überfluss wollte er mich auch noch zu einem befreundeten Arzt, einem Psychologen, schicken, ich habe aber eine Abneigung vor Leuten, deren Beruf ich nicht verstehe. Da er sich jedoch immerhin Mühe mit mir gegeben hatte, ließ ich ihm zwei der Schuppen und er versprach mir, die Sache noch weiter zu verfolgen. Ich hörte aber nichts mehr von ihm.

So bin ich allmählich müde geworden im Kampf um die Wahrheit und begnüge mich nun damit, mein Erlebnis hiermit wahrheitsgetreu niederzulegen. Ich überlasse es jedem Leser, meinen Worten zu glauben oder nicht.

Unser Boot »D 12« war in erster Linie damit

beauftragt, das Tiefsee-Lot des großen Vermessungsschiffes unserer Regierung wieder in Ordnung zu bringen, und hielt deswegen auf Land zu, während die »Neuseeland« ihre Arbeit weiter westlich fortsetzte. Aus mir unbekannt gebliebenen Gründen versagte plötzlich die Schraube. Ich nehme an, dass die Lotleine in den Propeller geraten war. Wir gerieten in die Uferströmung und trieben heftig, sicherlich mit 12 Knoten Schnelligkeit dahinschießend, der Brandung zu. Die blauschwarzen Klippen der australischen Küste stiegen gleich Ungeheuern vor uns auf. Ehe wir uns zu raten vermochten, oder ehe gar Hilfe von der »Neuseeland« kommen konnte, gerieten wir schon in die Gischt und gegen den Felsen und »D 12« kenterte rettungslos.

Ich, als einziger, hatte das Unvermeidliche kommen sehen und war im letzten Augenblick über Bord gesprungen. Meine vier Kameraden waren verschwunden. Nur Kellin, der Steuermaat, kam noch einmal zum Vorschein. Ich sah seinen Kopf, mit Augen, in denen das Grauen erstarrt war, und hörte ihn gegen die Klippen schlagen. Schon riss mich die Strömung weiter zwischen die Klippen, während hinter mir die Sichelflosse eines Haifisches blitzschnell um die Stätte des Unglücks furchte. Diese Totengräber, diese Menschenfresser und Leichenschänder sind

immer schnell zur Stelle, wo etwas für sie zu holen ist. Doch wagten sie sich nicht in die Brandung zwischen die Klippen. Noch halb betäubt wirbelte ich in der brodelnden Schaummasse herum wie in einem Maelstrom, als mich die Strömung plötzlich freigab.

Ich war an eine stillere Stelle inmitten der Vorfelsen geraten und riss mich handüberhand schwimmend an einen schaumfreien Teil des Felsenufers hin. Gleich der Terrasse eines in die Felsen eingelassenen Zauberschlosses war das Ufer hier in den Stein gehauen. Die See hatte hier wie ein Architekt gearbeitet.

Mühelos vermochte ich mich auf die Felsplatte zu schwingen und fühlte mich trotz allem zunächst geborgen. Obwohl sonst gegen die Religion höchst gleichgültig, sprach ich doch ein kurzes Dankgebet. »Ich danke dir, lieber Gott, dass du mich von uns Fünfen gerettet hast«, und knüpfte daran nach kurzer Überlegung die Bitte: »Mach die Leute von der ›Neuseeland‹ bitte recht bald auf meine Lage aufmerksam.« Dann legte ich mich hin, um mich von dem überstandenen Schrecken ein wenig auszuruhen, und beschäftigte mich in Gedanken mit den Gefühlen, die meine Kameraden bei ihrem plötzlichen Untergang gehabt haben mochten. Da ich hier alles ganz aufrichtig niederschreiben will, gestehe ich sogar, dass

ich plötzlich hell auflachen musste, wie ich mir ausmalte: Den dicken Lotmaat Porschin packt ein Hai am Arm, und mein Porschin tritt ihm mit dem Bein in die Weichteile, so wie seinerzeit mir, als wir aus der Sealsbai zu Halifax kamen. Na, lieber Porschin, das habe ich dir jetzt in der Stunde deines Todes verziehen! Und de Jung und François, ihr beide seid nun auch hin. Möge euch ein gnädiges Geschick am Stein zerschmettert haben, ehe euch die Haie zerfetzten. Teufel nicht noch mal, so von Menschenfressern lebendigen Leibes in die Tiefe gerissen zu werden, nein, das ist doch nicht zum Lachen! Ich musste mich mit Gewalt von diesen Bildern freimachen, die mich selbst noch in den Hüften kitzelten.

Ich malte mir aus, welches Gesicht meine Retter machen würden, wenn sie plötzlich um die Klippen kommen und mich auf der Steinterrasse wohlbehalten vorfinden würden. Meine Laune war noch so gut, dass ich beschloss, mich erst totzustellen und ihnen eine ganz abenteuerliche Geschichte aufzubinden.

Ach, dieser Genuss ist mir gründlich versalzen worden. Die »Neuseeland« ist niemals je zwischen den Klippen erschienen, konnte auch nicht einmal wagen, ein Rettungsboot herüberzusenden. Ein Motorboot besaß sie nicht mehr; das lag still auf der Tiefe des

Meeres, das hier seine gewaltigsten Abgründe erreichte. Und ein Ruderboot? Nun, es würde wohl niemals heil durch die kochenden Wirbel zu mir gelangt sein. Und wo in aller Welt sollten sie mich suchen? Warum gerade hier? Vielleicht gab es an dieser Küste Tausende solcher Löcher? Ja, konnte sie überhaupt noch annehmen, dass einer von der »D 12« mit dem Leben davongekommen war?

Nein, mein Herz! Male dir alles andere aus, doch nur nicht deine Rettung! Du bist verloren, schlimmer verloren als Kellin, Porschin, de Jung und François!

Nicht einmal einen freien Blick aufs Meer hatte ich. Die gischtumtobten Felseninseln schoben sich wie Kulissen übereinander. Ich war umkreist von Klippen, Brandungsringen, geheimen Strömungen und Haifischen. Nur ein messerscharfer blauer Spalt dort zwischen den beiden Klippen; das war der ganze große Ozean für mich.

Ich warf mich aufs Gesicht und weinte. Meine vergangenen Tage legten sich wie Gespenster auf mich, so dass ich mir den Händen um mich schlug, um sie von mir abzuwehren.

Nach einigen Stunden stand ich auf und wanderte in meinem, an der Seite offenen Sarg umher. Es war ein von Stürmen und Wellen ins Gestein gefressener Riss,

eine mächtige ausgewitterte, weiche Ader, über der der harte, schwere Stein lag, Hunderte von Metern hoch. Unerreichbar die Decke und unersteigbar die Höhe darüber. Von oben her hatte ich keine Hilfe zu erwarten. Vielleicht kam überhaupt nie ein Mensch an diese Steilküste, wo nicht einmal Salanganen ihre essbaren Nester bauten, wo kein Vogel nistete und kein Fischfang möglich war. Und wenn wirklich ein Wilder oben die Felsen aufsuchte, wie sollte er ahnen, dass unter seinen Füßen ein Mensch schmachtete, und wie hätte er mich retten können?!

O Herz, da warf ich mich nieder aufs Antlitz und weinte und schlief ein, viele Stunden lang, bis mich der Durst weckte. Wasser in Hülle und Fülle! Es stürzte in hohen Seen auf die Terrasse und floss klagend und klingen wieder ab. Bitteres, salziges Wasser! Ich hätte meine Tränen sparen können. Ich kroch in den Felsen hinein, zwängte mich wie ein Einsiedlerkreb in die schmalsten Ritzen und entdeckte, dass einige Süßwassertropfen durch das Gestein sickerten. Ich legte mich auf den Rücken, presste meine Lippen gegen das belebende Nass und berechnete, dass ich jeden Tag einige Stunden damit verbringen müsste, um meinen Durst an diesen Tropfen zu löschen. Es war mir recht, denn was hatte ich sonst zu tun bis zu meinem Ende, das sich nun

günstigsten Falles um acht Tage verschob.

So lag ich, von Todesfurcht, Reue, Hunger, Gram und Grauen wie gelähmt da, presste die Lippen wie zum Kuss auf das Gestein und ließ mir die Tropfen in den Mund rinnen. Da erscholl plötzlich ein markerschütternder Schrei wie das Wiehern einer Schar von Riesensäulen, das in das Geklärfe junger Hunde überging. Vorsichtig drehte ich mich um und sah aus meinem dunklen Spalt hinaus über die Terrasse. Etwas Ungeheuerliches ging dort vor sich! Dort wandelten Menschen auf dem Wasser, Wesen, die wie Menschen aussahen, denen die Gisch nichts antat; die bunte Hautsegel zwischen den Armen und dem Körper hatten und mit ihnen blitzschnell über die Wellen segelten. Sie schienen zu spielen. Oft verschwanden sie in der Tiefe, aber ebenso plötzlich tauchten sie auf, spannten die schimmernden Segel aus, verfolgten sich, gingen in der tosenden Brandung unter und standen unvermutet schnell wieder auf dem Wasser. Plötzlich klatschte das eine der Wesen mit einem großen Schwung auf der Terrasse nieder.

Seltsamerweise war ich mehr neugierig als erschrocken. Doch beschloss ich, Weiteres abzuwarten! Was für Wesen waren das? Menschen, Seehunde, fliegende Fische, Vögel? Nein, das alles stimmte nicht! Und obwohl ich niemals eine Sirene

gesehen hatte, außer einer falschen auf dem Jahrmarkt meiner Vaterstadt, die ein ganz gewöhnliches Weib mit einem falschen Fischeschwanz war, hatte ich sofort die Überzeugung: Das müssen Sirenen sein! Sirenen, obwohl ich sie immer für Fabelwesen gehalten hatte!

Wir Seeleute haben schon mancherlei erlebt, was die Welt ins Reich der Märchen gewiesen hat: Seeschlangen, schwimmende Inseln, im Unsichtbaren wandernde Klänge, seltsame Lichter . . .

Viel Zeit zum Nachdenken hatte ich aber nicht. Die Sirene kroch etwas näher zu mir heran und riss ihre großen grünen Augen auf, die zu strahlen schienen, als wollten sie den Hintergrund des Felsenriffes bis in seine letzten Tiefen durchleuchten. Diese phosphorleuchtenden Augen mussten mich doch sofort entdecken?! Doch nichts verriet, dass das geschehen war, denn die Sirene sah wieder weg von mir.

Draußen, in der stiller gewordenen Bucht, spielte das Volk der Sirenen, während ich vor den Klippen noch die großen Roller sich zerschmettern hörte. Gleich unterseeischen Explosionen dröhnten die Donnerschläge der Brandung bis an den Grund der Felsenküste, und der Schaum leuchtete auf wie ein Blitz.

Hunger, Neugier, Furcht schärften meine Augen für

alle Vorgänge. Die Luft schütterte von dem Schreien und Rufen der Sirenen, die gleich indischen Magiern übers Wasser liefen und wie Zauberer plötzlich versanken.

Das alles sah so natürlich und reizvoll aus, dass ich ganz traurig war, nicht zu ihnen zu gehören. Hätte mir das Schicksal die Wahl gelassen, jetzt als Mensch zu sterben oder als Sirene weiter zu leben, ich hätte das Sirenendasein gewählt. Die paar Erinnerungen an mein früheres Dasein wäre ich wohl bald losgeworden. Was würde wohl meine Braut gesagt haben, wenn ich plötzlich vor ihr erscheinen und sagen würde: »Du, Anna, jetzt bin ich ein Sirenerich geworden?« Ich musste an mich halten, um mich nicht durch Lachen zu verraten, denn immer wieder warfen sich die spielenden Meermenschen mit kühner Bewegung klatschend auf die Terrasse, wobei ich im seitlichen Licht des Tages ihre Schuppen wie Opale blinken sah.

Mit einem Male ertönte ein Ruf, und sofort schoss alles kopfüber in die Tiefe. Ein uralter Sirenenmann erschien auf der Wasserfläche, hielt die hohlen Fäuste vor sein Teufelsgesicht und heulte laut. Dann sprang er plötzlich auf die Steinterrasse, blieb stehen wie eine Statue, spitzte den Mund, öffnete ihn, und sofort ertönte ein gleichmäßiger Ton, dem Klang der Occarina ähnlich, mit der uns François so manchen

Abend in der Messe gelangweilt hatte.

Das fette Wesen schien dem Ton, den die Brise auf seiner Schnauze erzeugte, mit großer Feierlichkeit zu lauschen, stand noch immer wie erstarrt da, bis es plötzlich einen kurzen blitzschnellen Schritt vorwärtsklatschte, wobei es seine bunte Segelhaut wie einen Schirm aufspannte und knallend wieder an den Leib zurückschlug.

Sofort erscholl der starre lange Ton wieder, doch diesmal etwas höher. Wieder verharrte das nackte, nasse, in allen Farben des Regenbogens glitzernde Gespenst in vollkommener Unbeweglichkeit, nur dem eigenartig scharfen Klang lauschend. Es musste unbedingt der Wind sein, der auf dem gespitzten Mund piff wie auf einer Knochenflöte oder einer zersplissenen Bambusstange.

Alle zwei Minuten wiederholte sich das Schauspiel: Der jähe Schritt vorwärts, das Ausspannen und Zurückschlagen des Hautsegels, das Spiel der Hautfarben, die Veränderung des Windtones. Helle, schmerzende Klänge lösten dunkle, dumpfe Orgeltöne ab.

Nach dem fünften Schritt stieg eine andere Sirene aus dem Meer und stellte sich hinter dem Vorpfeifer auf. Sie machte genau dieselben Bewegungen. Beide

Wesen verschmolzen im gleichen Rhythmus zu einem einzigen.

Wieder fünf Schritte und die dritte Sirene trat in die Höhle. Auch sie schloss sich dem feierlichen Tanz an, wenn diese grauenhaft unheimliche Gleichbewegung als Tanz bezeichnet werden konnte.

Die Schar der Sirenen wuchs immer mehr, die Kette füllte bereits die ganze Länge der Höhle, und noch immer kamen nach dem fünften Schritt, den ein zweimaliges Klatschen des Schirmes hervorhob, neue Sirenen aus der Meerestiefe.

Ein ganzer Chor von Orgelpfeifen quoll durch die Felsenhöhle. Es schwoll wie ein Totengesang durch den Raum. Jetzt ein hohler, tief traurig klagender Ton, dann ein wuchtiges Klatschen aller Sirenenfüße, das Knallen der bunten Segel und dann plötzlich wieder ein spitzer, feiner Ton, der mir bis in die Zahnwurzeln weh tat.

Der Zug wurde größer, wuchs zur mehrfach gebogenen Schlangenlinie, und als die Füße der Sirenen näherkamen, entdeckte ich, wie im Augenblick des Gleichschrittes aus allen Mittelzehen ihrer Vogelklauen blitzschnell ein scharfes Messer hervorsprang und wieder zurückschnellte. Ein Schlag mit diesem Fußmesser musste den sofortigen Tod

herbeiführen.

Näher und näher kam der Trauerzug. Doch lag ich so tief versteckt, dass ich vorläufig für mich nichts zu befürchten hatte.

Der Anblick des Sirenentanzes war so wunderbar, dass ich ganze Minuten lang völlig vergaß, ein hilfloser Mensch unter fremden Wesen zu sein. Ich litt unter den gedehnten Akkorden, die nur Oktaven und Quinten enthielten, die hohl und kalt und befremdend klangen. Das war der Wind, der auf den Pfeifenmäulern der Sirenen stand.

Manchmal schienen die gezogenen Töne urplötzlich ganz in die Ferne gesunken zu sein. Die Sirenen mussten den Klang halb verschluckt haben: Er kam aus den Felsen, aus der Luft, aus dem Meere; klang gedämpft und doppelt unheimlich.

Stundenlang zog sich der Tanz hin und fraß an meinem hoffnungslosen Leben. Mehrmals erwachte ich aus meiner Versunkenheit und war nahe daran, laut aufzuschreien vor Grauen. Warum, o Schicksal, hattest du mich für diesen Anblick aufgespart?

Mein Kopf brannte, doch hatte ich kein Fieber, denn mein Puls ging ruhig. Wenn nur nicht der brutal und plötzlich zuschlagende Tanzschritt gewesen wäre, der nicht von lebenden Wesen, sondern von

elektrischen Maschinen auszugehen schien! Immer wieder erregte und erschreckte mich der klatschende Tritt. Mein Pulsschlag fing jedes Mal an zu stolpern, wenn er den Stein erschütterte.

Die Sirenen aber lauschten den langen Tönen und waren von ihnen wie gebannt. Ihre Köpfe waren wie auf die Fern eingestellt, als eilten die Körper den sehnsüchtig schmerzenden Tönen nach. Die Eintönigkeit der brausenden Brandung lag in diesen Wind-Harmonien. Sie waren einschläfernd und erregend.

Doch jäh vollzog sich etwas Neues. Fünf Schritte folgten hintereinander, so dass die Felsplatte dröhnte und zitterte, und wie abgeschnitten brach darauf das Pfeifen ab. Totenstille in der Halle, die Sonne war gerade untergegangen. Es war dunkel geworden, und die Sirenen standen wie Schatten in die hellere Luft geschnitten.

Es war so still, dass ich fürchtete, mein aufgeregter Atem könnte mich verraten. Hatte man mich entdeckt, vorhin gesehen, und wollte man ein Totengericht über mich halten?

Ich weiß nicht mehr, wie lange die Totenstarre der Sirenen anhielt; es war mir, als dauerte es Jahre. Dann aber brach ein Ereignis herein: Ein Schreien,

Quietschen, Zwitschern, Piepsen, Glucksen, Plärren, Quieken, Miauen, Bellen, Wiehern, Lachen, Weinen, Heulen, Pfeifen, als würden Millionen Vögel, Ratten oder Fledermäuse auf einen Haufen geschmissen und zerquetscht. Es zersprengte die Luft in der Höhle, und wie durch eine Lufterscheinung geschreckt, stürzte das ganze Sirenengesindel ins Meer, das schäumend emporkochte, wirbelte, Schaumberge sprühte, Säulen in die Luft stülpte und wie ein unterseeisches Feuer bebte und blitzte.

Die Sirenen waren weg! Minutenlang noch blieb die See erregt. Meeresleuchten versank mit ihnen in die Tiefe, als würde ein elektrisch leuchtender Stern auf den Grund des Ozeans gezogen.

Ich war aus meiner Felsenritze gekrochen und sah das blinkende Schauspiel versinken. Der Sirenentanz war zu Ende, und mich hungerte. Der Hunger quälte mich so, dass ich jetzt rohe Fische gegessen hätte. Traurig, ohne Hoffnung sah ich aufs Wasser. O mein Gott, warum konnte ich denen da unten nicht folgen in ihr unterirdisches Reich! Was hatte ich verbrochen, dass ich in dieser qualvollen Dämmerstunde als ein verlorener Mensch zurückbleiben musste?

Ich fühlte mich fähig, ihnen nachzustürzen, die mich jetzt verlassen hatten.

Ich warf mich aufs Antlitz und weinte.

Ich presste mein Gesicht gegen den glatten, nassen Fels und sog den seltsamen Sirenenduft ein. Es wurde Nacht, und dicht am Rande des Ozeans schlief ich ein. Ich schlief, aber noch im Schlaf drückten mich die Sekunden durch ihre trauervolle Schwere.

Es war die trübste Nacht meines Lebens. Ich habe meinen schlimmsten Feinden wohl manchmal den Tod gegönnt, aber niemandem würde ich eine solche Nacht gewünscht haben.

Erst als es lange Tag war und eine Springwelle mir über den Rücken schlug, erwachte ich. Ich erhob mich und sprach ein Morgengebet. Ich betete: »Wach auf mein Herz und singe dem Schöpfer aller Dinge, dem Geber aller Güter, dem frommen Menschenhüter.«

Vor Hunger ermattet, von neuem Durst gepeinigt, wandte ich mich zu meiner Tropfenquelle.

Doch da, wer beschreibt mein Entsetzen! Dort lag eine Gestalt, bei Gott, eine Sirene! Ich zitterte vor Frost und Furcht und trat zentimeterweise an das vergessene Gebilde heran. Der Körper regte sich nicht. Vorsichtig stieß ich mit der Stiefelspitze an den Vogelfuß der Leiche und fuhr wie vom Blitz getroffen zurück, als ich das Messer aus der Hornscheide des Sirenenfußes springen und zurückschnellen sah. So

fährt noch der Giftstachel aus dem abgeschnittenen Leib der Hornisse, noch aus den Hornringen der toten Biene, und so schnappt noch der abgeschlagene Kopf der Viper nach dem Mörder.

Ich blieb stehen und beobachtete aus sicherer Entfernung die Sirene. Lebte sie noch? Jetzt sah ich, dass sie mit einem aus Fadentang gedrehten Strick gedrosselt war. Ihr Leib von den Hüften an abwärts trug einen Panzer von herrlichen Schuppen; ihre grünen Augen lagen wie gewölbte Smaragdeier im Kopf, und ich erkannte auch, dass die Sirene keine Augenlider hatte.

Ich wusste mir weder zu helfen noch zu raten. Der Hunger erst brachte mich auf die richtige Spur. Die Sirene, verzeiht mir, meine strengen Richter, sollte mich vor dem Hungertode bewahren. Sie konnte noch nicht lange tot sein; die grausige Hinrichtung durch die Ihrigen war erst vor wenigen Stunden an ihr vollzogen worden, und ich als Mensch fühlte mich berechtigt, mich ihrer zu bemächtigen. Haben nicht sogar schon Menschen in ähnlichen Fällen einander gefressen?

Ich ging im Bogen um die Sirene und näherte mich ihr vom Kopfe her, um ihre gefährlichen Messerklaue zu vermeiden. Sorgsam beobachtete ich die grünen Augen, doch zeigte sich keine Regung in ihnen. Sie

folgten mir nicht, und die breiten, querliegenden roten Pupillen schienen schon erstarrt zu sein.

Ich löste das Würgeband, doch im selben Augenblick raste die Sirene hoch. Ein maßlos erschütterndes Vogelgequietsche zerscherbte die Luft; ich stürzte um vor Schreck und lag da wie ein Erschlagener.

Wie ein in den Fesseln gelähmter Mensch rutschte, tobte, fiel, sprang die Sirene auf den nassen Steinen. Sie tat mir in der Seele leid. Sie polterte gegen den Hintergrund der Höhle, taumelte, fiel um, sprang von neuem auf, überschlug sich wie eine am Tage auf die Erde gestürzte Fledermaus, verstummte, schrie hell auf, und betrug sich wie eine hoffnungslos Besessene. Ein Riesenrochen, der auf den Strand geworfen wird und die Nähe des rettungslos eingebüßten Meeres noch spürt, kann sich nicht tobsüchtiger benehmen.

Da kam ein großer Entschluss über mich. Ich erhob mich, rief den Namen Gottes an und trat unter beruhigenden Worten an die schwer atmende Sirene heran. Sie blutete aus dem Kopfe, und das eine Auge war ihr von gelbem Angstschleim verdeckt. Ich streichelte ihr die Stirn, lief ans Meer und wusch ihr mit meinem nassen Taschentuch das Gesicht und machte das Auge vom Schleim und Schweiß frei.

Die Sirene rührte sich nicht.

Ich ergriff sie vorsichtig am Kopf und zog sie ans Meer, so dass die letzten Ausläufer der Wellen sie kühlten. Das schien sie zu ruhigem Leben zu erwecken. Sie richtete sich in der Hüfte auf, bewegte die Hautsegel und spannte sie langsam im Licht der Morgensonne aus, wie um zu fühlen, ob sie noch lebe oder um das neue Leben einzuatmen. Sie glich einem Schmetterling, der eben aus der Puppe kroch und noch halb betäubt und besinnungslos die Blüten der Felder sieht.

Ich mühte mich, nur langsame, freundliche Bewegungen zu machen. Die Sirene richtete ihre Augen auf mich wie zwei Teleskope, die lange und suchend auf mir stehen blieben. Langsam verschluckten mich die grünen gewölbten Gläser, und langsam bewegte ich meine rechte Hand gegen meinen geöffneten Mund.

»Ich habe Hunger, liebe Sirene, hilf mir«, sagte meine Bewegung. Das Glück oder Gott war mir gnädig. Die Sirene schnellte ins Meer und kam nach Sekundenfrist mit zwei Fischen wieder aus der Tiefe. Es war, als habe sie in ein volles Fischnetz gegriffen. Sie selbst zog den einen Fisch durch ihren Mund oder vielmehr Rachen und brachte nur das fleischbefreite

Grätenskelett wieder zum Vorschein. Ich sah, dass die Sirene nicht Zähne wie ein Mensch hatte, sondern mit Stacheln besetzte Gaumen. Die Stacheln können abbrechen, aber sie wachsen schnell wieder nach. Sie sitzen beweglich auf der harten Haut und richten ihre Stellung automatisch nach der Lage der Gräten ein. Ein Zug durch diesen Stachelmund, und der Fisch ist restlos skelettiert.

Ich hoffte, die Sirene würde mir den zweiten Fisch geben, aber das tat sie nicht. Sie griff nach meiner Hand und spie mir das vollkommen reine, entgrätete Fischfleisch hinein. Ich zögerte einen Augenblick, dann verschluckte ich den Fraß. Er schmeckte, wie roher Fisch schmeckt, aber es rann mir wie Süßwein durchs Gedärm. Auch den zweiten Fisch erhielt ich auf die gleiche Weise zubereitet, und danach war ich ein geretteter Mensch.

Ich dankte Gott und bat ihn um Vergebung. Nie wieder wollte ich ihm zürnen. Darauf streichelte ich das Gesicht der Sirene und hielt ihr meine Hand in den Mund. Sie verstand meine Bewegung und erschien mit neuen Fischen aus dem Meere. Erst als ich die entgräteten Fische in ihren Mund zurückschob, aß sie selbst.

Damit hatten wir uns über das notwendigste

verständlich. Sie folgte mir, um zu sehen, wie ich meinen Durst löschte und sie holte mir gelehrig Muscheln vom Meeresboden, deren Schalen sie unter die Quelle stellte, so dass ich meine Qualen nicht mehr tropfenweise zu bekämpfen brauchte.

So lebten wir beide einige Wochen lang. Ich sprach mit ihr wie mit einem Kind, aber sie verstand mich nicht. Wir mussten uns mit einigen wenigen pantomimischen Bewegungen begnügen. Sie brachte mir Austern, Hummern und grünen Tangsalat, und ich blieb leben. Ich gewöhnte mich an roh zuckende Tintenfische; ich aß Langusten, und einmal verzehrte ich eine angeschwemmte Kokosnuss, und erst als ich so mein Leben endlich gefristet sah, konnte ich mir Rechenschaft über meine Lage ablegen.

Warum verließ mich die Sirene nicht?

Weshalb sollte sie erdrosselt werden?

In welchem Verhältnis standen Sirenen und Menschen?

Wie konnte ich mich aus meiner Lage befreien?

Vier leichte Fragen! Vier schwere Rätsel!

Die Sirene wagte sich niemals vor die Klippen; immer blieb sie in meiner Sicht, wenn sie nicht gerade dicht vor der Terrasse nach Nahrung tauchte. Je länger ich mir ihr lebte, und es mochten wohl schon einige

Monate sein, desto mehr gewöhnte ich mich an ihren Anblick. Wenn ich zwischen mir und ihr noch Unterschiede machte, so fielen sie zu meinen Ungunsten aus.

Wie herrlich beherrschte sie die Elemente; wie sauste sie einem Geschoss gleich durch die nahe Gischt; wie blähte sie das Körpersegel im Sturm; wie verstand sie zu kreisen und auf dem Wasser zu tänzeln! Sie tauchte schneller als ein Mensch; und als einmal einige Haifische sich in unseren Klippengarten verirrt hatten, fuhr sie wie der Hund zwischen sie, jagte unter ihren Leibern entlang und riss ihnen die Bäuche mit den scharfen Schlagbolzen ihrer Vogelklauen auf. Jetzt erst sah ich, was für eine unheimliche Waffe die Sirenenklaue mit ihrem Sprungmesser war.

Die Sirene war vielleicht nach unseren landläufigen Begriffen nicht schön. Ihr gelbgrünes Gesicht war mit kleinen Hautschuppen besät. Der Mund war spitz und glich geöffnet einer zu kurz geratenen Krokodilschnauze. Die verschließbaren Ohrlöcher hatten keine Muschel, und das Haar war bindfadendick. Aber die eigentlichen Fischeschuppen begannen erst von den Hüften an abwärts.

Eines Tages erlebte ich etwas Unglaubliches! Ein

großer Haifisch kam an die Terrasse geschwommen und wagte sich halb aus dem Wasser. Seine Augen starrten giftig und tückisch nach mir, und die Sirene stand wie versteinert. Ich verstand die Szene nicht. Warum stürzte sie sich nicht auf ihn, wie sie das sonst bei den Haifischen zu tun pflegte?

Der große Menschenfresser machte übrigens auf mich einen so komischen Eindruck, dass ich lachen musste. Er kam mir fast vor, wie ein eifersüchtiger unglücklicher Liebhaber. Er fing an, kurzluftig zu zischen und zu schnauben und schien sich in ein Landtier verwandeln zu wollen. Ich hätte ihn mit den Händen greifen können, so weit hatte er sich auf unsere Felsplatte gewagt. Er peitschte laut auf mit dem Schwanz und machte Miene, sich auf mich zu stürzen.

Plötzlich brach die Sirene in ihr furchtbares Geschrei aus und stürzte sich ins Meer. Der Haifisch hinterher!

Wollten sie miteinander kämpfen? Ich sah, wie sie in der Tiefe umeinandertollten, wie sie sich zwischen den Grundsteinen verfolgten und balgten, als ob sie sich über ein Wiedersehen nach langer Trennung freuten.

Atemlos erschien die Sirene endlich wieder aus der Tiefe. Sie brachte mir eine Perle vom Meeresgrunde

mit, die ganz wie ihr Auge im durchschimmernden Licht rot, im zurückfallenden grün war. Ich nannte die Perle Sirenenauge.

Einmal bat ich die Sirene, mich ein wenig aufs Wasser zu tragen, wenn es ginge, bis an die Klippen. Ich sehnte mich so sehr nach einem Blick aufs freie Meer. Mitten im Wasser verlor die Sirene ihre Kraft, und wir versanken beide. Im selben Augenblick schoss der Haifisch auf mich zu. Aber die Sirene fasste mich am Schopf, riss mich in gerader Fahrt auf den Grund, schleifte mich blitzschnell an den Fuß des Uferfelsens und steilte dann mit mir senkrecht empor aufs Trockene. Ich war gerettet!

Ich merkte nun bald, wie ich anfing, trübsinnig zu werden, was wohl mit der rohen Fischnahrung zusammenhing. Drei Tage nach dem Haifisch-Attentat auf mich, hörte ich plötzlich eine Stimme. Den Ruf eines Menschen. Er traf mich wie eine Kugel. Ich sank in die Knie, zitterte am ganzen Leibe und jetzt, jetzt glitt ein Boot durch die Klippenkulisse.

Ahoi! Ahoi! Ich hatte gerade noch Zeit, die Sirene ins Wasser zu stoßen, da entdeckten mich die Bootsinsassen. Sie waren nicht weniger erschüttert als ich. Seit vier Monaten, acht Tagen war ich verschwunden, und sie waren nur gekommen, die

Ursache des damaligen Unfalles der »D 12« zu erkunden. An einen Überlebenden hatte niemand mehr gedacht. Ich griff nach dem Säckchen, das die Sireenschuppen enthielt, versicherte mich, dass ich die doppelte Perle noch bei mir hatte und richtete mich dann auf, indem ich meine Arme ausbreitete.

Erst diese Bewegung, sagte man mir später, überzeugte meine Retter, dass sie einen Menschen vor sich hatten. Ich musste fürchterlich ausgesehen haben. Meine Haut war von Wasser und Fischgenuss fleckig geworden, mein Fleisch geschwollen, meine Haare hingen bis auf die Schultern, und mein Anzug war zerrissen, nass und schmutzig. Grünunterlaufene Augen und blaurote Ohren vermehrten den Schreckenseindruck. Ich sah wohl übler aus als die Sirenen.

Ich kämpfte einen kurzen, aber aussichtslosen inneren Kampf. Die Sehnsucht nach den Menschen musste jedes andere Gefühl besiegen. Trotz allem schmerzte mich der Abschied von meiner einsamen Stelle. Ich dachte an die Verzweiflung der verlassenen Sirene und hatte nur noch den Wunsch, sie möchte mir und meinen Rettern aus dem Wege gehen.

Jetzt rief man mich an:

»Wer sind Sie!«

»Maat Arnold Paul von ›D 12‹, untergegangen am 7. Mai!«

Totenstille. Ich sah die Leute im Boot gestikulieren. Einer tippte auf seine Stirn und schien mir etwas zurufen zu wollen. Die andern hinderten ihn jedoch daran. Einige legten die Handwaffen zurecht. Ich sah es und schrie:

»Seit wann schießt man auf Schiffbrüchige?!«

»Seitdem sie sich manchmal in Piraten verwandeln!«

»Seien Sie ohne Sorge! Das einzige, was ich gerne möchte, wäre ein Schluck Gin Ale.«

»Sollen Sie haben, Mann«, rief der Führer des Bootes, das nun ohne Zögern Kurs auf die Terrasse nahm.

Vorsichtig schob ich meinen Fuß über Bord. Da prallte der Körper des Haifisches wütend gegen die Planken des Boots und da, o Unheil, tauchte auch der Kopf meiner Sirene auf. Ein paar Schüsse, und beide wurden getroffen.

Wild um sich peitschend, wie ein kochender Kreisel in Blutschaum und Wassergischt ging der Hai zu Grund; laut- und bewegungslos versank die Sirene.

Ich fiel ins Boot und weinte.

»Sie sind nervös geworden, Mann!« sagte der

Führer und schob mich zurecht.

Ich nickte, und er reichte mir eine Flasche. Ich brach die Flüssigkeit wieder aus. Es dauerte Wochen, ehe ich mich wieder an das menschliche Essen gewöhnte. Mein Fall wurde zu Protokoll genommen. Ich verschwieg zunächst mein Zusammenleben mit der Sirene und gab an, mich durch Fische fangen selbst ernährt zu haben. Der Kapitän schüttelte den Kopf, aber alle meine Angaben stimmten, und gegen eine Tatsache kommen die Zweifel einer ganzen Welt nicht auf.

Der Arzt des Vermessungsschiffes, das unser Boot wieder aufgenommen hatte, war zugleich unser Seelsorger. Ihm vertraute ich zuerst mein Geheimnis an. Er hörte mich ohne Unterbrechung bis zu Ende an und betrachtete mich dabei mit seinen großen, klaren Augen. Er ließ sich die Schuppen und die Perle zeigen, und als wir im Hafen einliefen, sorgte er für meine sofortige Überführung in ein Krankenhaus, das mir als Übergang in das Weltgetriebe sehr wohl tat. Ich merkte aber, dass man mich für einen Wahnsinnigen hielt, und seitdem war und blieb ich der Mann mit der Sirene . . .

Hier endigt der Bericht des Matrosen Arnold Paul. Es folgen zwar noch lange, umfangreiche, tagebuchartige Berichte, doch bieten sie dem Leser nichts Neues. Sie handeln von den Versuchen Pauls, seine Mitmenschen von der Wahrheit seiner Erlebnisse zu überzeugen. Er schildert diese Bemühungen, die selbst zu Prozessen führten, mit großer Umständlichkeit. Der Bearbeiter der Handschrift, die sich jetzt im Besitz des Lotsenheims zu Neufahrwasser befindet, verzichtet auf die Wiedergabe der weiteren Erlebnisse Arnold Pauls, der in der Tat je länger desto mehr den Charakter eines wissenschaftlichen Querulanten annimmt. Nur das eigentliche Erlebnis wurde getreu nach dem Manuskript aufgenommen, vom Herausgeber leicht bearbeitet.

Der Bearbeiter verzichtet ferner darauf, Stellung zu dem Erlebnis zu nehmen und hat sich damit begnügt, die von Arnold Paul angeführten Daten durch Nachfragen bei der australischen Regierung zu überprüfen. Sie stimmen! Das Motorbeiboot »D 12« ging am 7. Mai 1893 infolge Kenterns unter. Die Insassen Kellin, François, Porschin, de Jung ertranken, Arnold Paul wurde nach 128 Tagen an der Küste lebend vorgefunden. Doch waren nähere Einzelheiten leider nicht mehr feststellbar. Auch für eine Überprüfung der Küstenverhältnisse bot sich keine

Möglichkeit, da die australischen Behörden kein Interesse für die Angelegenheit erkennen konnten. Arnold Paul wurde geboren am 18. Februar 1867 zu Tangermünde als Sohn eines Elbschiffers. Er starb am 2. September 1907 infolge Typhus zu Hamburg.
